

## **Predigt am 12. Sonntag nach Trinitatis, 19. August 2018. Apostelgeschichte 3,1-10**

*1 Petrus aber und Johannes gingen hinauf in den Tempel um die neunte Stunde, zur Gebetszeit. 2 Und es wurde ein Mann herbeigetragen, der war gelähmt von Mutterleibe an; den setzte man täglich vor das Tor des Tempels, das da heißt das Schöne, damit er um Almosen bettelte bei denen, die in den Tempel gingen. 3 Als er nun Petrus und Johannes sah, wie sie in den Tempel hineingehen wollten, bat er um ein Almosen. 4 Petrus aber blickte ihn an mit Johannes und sprach: Sieh uns an! 5 Und er sah sie an und wartete darauf, dass er etwas von ihnen empfinde. 6 Petrus aber sprach: Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth steh auf und geh umher! 7 Und er ergriff ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf. Sogleich wurden seine Füße und Knöchel fest, 8 er sprang auf, konnte stehen und gehen und ging mit ihnen in den Tempel, lief und sprang umher und lobte Gott. 9 Und es sah ihn alles Volk umhergehen und Gott loben. 10 Sie erkannten ihn auch, dass er es war, der vor dem Schönen Tor des Tempels gesessen und um Almosen gebettelt hatte; und Verwunderung und Entsetzen erfüllte sie über das, was ihm widerfahren war.*

„Tut mir auf die schöne Pforte, führt in Gottes Haus mich ein“, haben wir gesungen, manche mit mehr, manche mit weniger Inbrunst, manche mit Vorliebe für diese Musikrichtung, andere, die andere Stile vorziehen. Das alles spielt keine Rolle, denn – wir sind ja schon hier. Sind in Gottes Haus, in seiner Gegenwart, und dürfen hier sein. Und auch wenn wir in den nächsten Wochen und Monaten nicht hier in diesem Raum Gottesdienst feiern – wir sind dann trotzdem in Gottes Haus, in seiner Kirche. Denn die ist dort, wo Gott durch sein Wort zu den Menschen redet und wo sie gemeinsam darauf antworten mit Gebet und Lobgesang, wo sie seine Taufe und sein Abendmahl empfangen. Ob das ein Gemeindesaal ist oder ein Zelt, ein Stall oder eine Turnhalle. Wir sind in Gottes Haus.

Das ist alles andere als selbstverständlich. Wir haben eben von einer anderen schönen Pforte gehört. Von der des Tempels in Jerusalem. Davor sitzt einer, jeden Tag, und bettelt, um Geld und um Essen. Er bittet nicht darum, durch die schöne Pforte in Gottes Haus zu dürfen. Er war noch nie drin. Aber nicht, weil ihm der Gottesdienst so fremd ist. Nicht, weil er als Kind immer zum Tempel musste. Oder weil er meint, man könnte Gott doch an der frischen Luft genauso anbeten wie da drinnen. Auch nicht, weil nicht dazu in der Lage wäre: Die, die ihn vor die Tür getragen haben, die könnten ihn auch reintragen. Nein, es gibt einen anderen Grund: Er darf nicht.

Der Tempel in Jerusalem ist in verschiedene Bereiche unterteilt. In den allerinnersten dürfen nur die Priester, und Priester kann nur sein, wer von Priestern abstammt. Der Bereich drum herum ist dann der für das Volk. Und Volk bedeutet in diesem Fall: alle erwachsenen gesunden nichtbehinderten jüdischen Männer. Wer von uns wäre dabei gewesen? Ja, ungefähr das Ergebnis habe ich erwartet. Es gab dann noch einen Vorhof der Frauen. Kinder, Griechen, Kranke und Behinderte mussten draußen bleiben.

Bevor wir uns jetzt empören und uns auf die Schulter klopfen, dass unsere Zeiten ja viel menschlicher sind: Zeiten, in denen man testen kann, ob ein ungeborenes Kind eine Behinderung hat, und wo man diesem Kind dann den Zugang zum gesamten Leben verweigern kann, sind nicht menschlicher. Aber das nur nebenbei.

Lassen wir uns ruhig auf die Situation damals ein: Der Mann ist gelähmt von Geburt an, er darf nicht in den Tempel. Er darf, so glaubt man, Gott nicht so nahe kommen wie andere. Muss Abstand halten. Er darf nur draußen sitzen und hoffen, dass diejenigen, die zum Beten gehen, ihm eine kleine Spende geben. Auf mehr wagt er gar nicht zu hoffen. Mehr ist nicht möglich.

Vielleicht, stelle ich mir vor, hat er schon mal den Namen Jesus gehört. Immerhin sitzt er am Tempeltor, da kriegt man einiges mit. Jesus soll Lahme und Blinde geheilt haben, so hört man. Aber vor ein paar Monaten ist es aus mit ihm gewesen. Er wurde am Kreuz hingerichtet. Zwar erzählen einige, er sei auferstanden und zum Himmel aufgefahren, aber selbst, wenn das stimmen sollte: Hier vorbeikommen und mich heilen wird er wohl nicht mehr. Also weiter betteln.

So auch an diesem Tag, als zwei der alten Begleiter von diesem Jesus sich auf den Weg zum Tempel machen und an ihm vorbeikommen. Er hofft, dass sie ihm auch ein bisschen Geld geben. Und stattdessen macht Petrus es jetzt sehr dramatisch: Sie gehen nicht einfach vorbei und werfen ein paar Schekel in die Schale. Sie stellen sich vor ihm auf, sagen: „Sieh uns an!“

Vielleicht haben Sie das auch schon mal erlebt, in den Innenstädten oder vor den Bahnhöfen: Es gibt jene Menschen, die um ein bisschen Kleingeld bitten, die sehr zudringlich werden, einen direkt ansprechen und angucken. Aber es gibt auch die anderen, die selbst diesen Mut oder diese Energie nicht mehr haben, die nur dasitzen, vielleicht mit einem Schild, auf dem steht „Ich habe Hunger“ oder etwas ähnliches. Die sich gar nicht trauen, aufzublicken. Völlig resigniert wirken. Es bringt ja doch alles nichts, aber was anderes kann ich auch nicht, scheinen sie zu denken.

Und vielleicht kennen Sie selber das Gefühl auch, wo man sich gar nicht traut, den Blick nach vorne oder nach oben zu richten. Wo du anderen gar nicht in die Augen blicken magst, weil du die Vorwürfe, die Verachtung oder auch das Mitleid in ihren Augen nicht sehen willst. Es gibt solche Momente, da ist die Seele gelähmt.

Und dann kommt da einer und sagt: „Sieh mich an!“ Du kannst den Blick aufrichten. Hör auf, um dich selber zu kreisen, nimm mal wahr, wer noch da ist. Du bist gar nicht so allein, wie du dachtest. Es kann sehr gut tun, den Blick wirklich aufzurichten, aber es kann sehr schwer sein, damit überhaupt zu beginnen.

Der Bettler blickt, er sieht, aber er erkennt noch nicht, er denkt, das gibt jetzt aber eine besonders große Spende. Und er wird enttäuscht.

Denn die Kirche damals, in der ersten Generation, die hatte *wirklich* kein Geld. Stattdessen sagt Petrus: Im Namen Jesu, steh auf und geh. Und reicht ihm die Hand, und er steht, zum ersten Mal im Leben. Und geht geradewegs in den Tempel, denn jetzt darf er. Es steht nichts mehr zwischen ihm und Gott. Wenn er jetzt lautstark jubelt und Gott lobt, ist das kein Wunder.

Ich haben mal mit Konfirmanden den Text gelesen und gefragt: Wie wäre das denn, wenn heute, sagen wir mal jetzt, die Tür da hinten aufgeht, und es kommt einer reingetanzt, der noch nie hier war, und jubelt und tanzt und ruft immer wieder „Danke, Gott!“? Spontane Reaktion von einem Jungen: „Ich würde das filmen!“ Das war vor der DSGVO.

Das wäre ungewöhnlich. Andere würden wahrscheinlich nicht so interessiert ihre Handykameras zücken, sondern wären eher peinlich berührt. Sie würden sich gestört fühlen in ihrem Gottesdienst. Ihrem! Und wenn wir in der Bibel lesen, wie es danach weitergeht, soviel kann ich verraten, erfahren wir, es ging den Menschen damals genauso. Sie fühlten sich gestört. Wer es genauer wissen will: Apostelgeschichte 3 zu Hause weiterlesen. Spannende Geschichte.

Aber mal im Ernst: Wenn es uns nur um eine spannende Geschichte ginge, könnten wir auch ausschlafen und hoffen, dass der Sonntagskrimi heute Abend uns eine bietet. Ein bisschen mehr brauchen wir schon. Wo sind *wir* denn in dieser Geschichte? Drei Gedanken dazu:

### 1. Wir sind so wie dieser Bettler.

Er wusste ganz genau, dass er nicht das Recht hat, im Tempel zu sein, in der Nähe Gottes.

Aber können wir uns als Menschen verstehen, die an sich auch nicht dieses Recht haben, in Gottes Nähe zu sein? Nicht weil wir unsere Wehwehchen haben oder keine jüdischen Vorfahren. Sondern weil wir Menschen sind, die von Gott getrennt leben. Das ist der Urzustand, in dem wir geboren sind, und deswegen achten wir eben jeder zuerst auf sich selber und fragen nur an zweiter Stelle nach Gottes Willen. Heiliger Gott und sündiger Mensch ist eine Kombination, die nicht geht. Vor dem Himmel müssten wir alle draußen bleiben.

Wir können nur deshalb uns in Gottes Nähe wagen, weil Gott sich vorher in unsere Nähe gewagt hat. Weil Jesus für uns gestorben und auferstanden ist, haben wir die Chance, Gott zu begegnen. Aber wir können es nur, weil er uns begegnet. Der Bettler wurde „im Namen Jesu“ geheilt. Und wo etwas im Namen Jesu geschieht, ist Jesus dabei. Das hat er gesagt: „Wo Menschen in meinem Namen zusammen sind, bin ich dabei“. Er begegnet uns, wo in seinem Namen Gottesdienst gefeiert wird, wo wir sein Wort hören, seine Taufe und sein Abendmahl empfangen.

Und diese Möglichkeit steht allen Menschen offen. Das war das revolutionär neue am christlichen Glauben. Zu Jesus durften auch Nichtjuden gehören, auch kranke Menschen, Frauen genauso wie Männer. Es gab keine zweite Reihe mehr. Und es sollte sie bis heute nicht geben.

### 2. Sind wir vielleicht trotzdem manchmal wie der Tempel in Jerusalem?

Und nicht wie die Kirche Jesu Christi? Ich will jetzt nicht über die endlose Diskussion reden, wie wir unsere Arbeit noch einladender gestalten könnten und noch mehr Menschen erreichen. Darum geht es gar nicht. Es gibt Untersuchungen, die zeigen, dass in Deutschland die meisten Menschen dort zum christlichen Glauben finden, wo gar nicht die Absicht ist, besonders einladend zu sein, sondern wo der Glaube an Jesus einfach ehrlich gefeiert wird. Darum soll es jetzt nicht gehen. Denn dass alle kommen sollen und dürfen, das ist immer noch wahr. Aber machen wir in unserem Kopf vielleicht doch manchmal so eine Skala auf, wer wie nahe bei Gott ist? So ein Zwei-Klassen-Christentum?

In Tempel gab es das Allerheiligste, die Halle der Männer, den Vorhof der Frauen, den Platz noch weiter draußen für die Heiden. Kennen wir dieses Denken auch: Der Mensch ist nicht so gläubig wie ich? Oder: Ich bin nicht so fromm wie meine Frau? Da wird dann gleich so eine Rangliste aufgemacht: Wie gut oder wie spontan oder wie abwechslungsreich sind die Worte, mit denen der Mensch betet? Oder betet er nur leise? Oder engagiert sie sich weniger Stunden in der Gemeinde als jemand anders? Ist ihr Gottes Reich vielleicht weniger wichtig? Wie oft betet der Mensch außerhalb des Gottesdienstes und erzählt auch davon? Wie sehr hält sie sich an die Gebote aus der Bibel, die ich für die besonders wichtige halte? Ich habe mal den Satz gelesen: „Verachte niemanden, weil er anders sündigt als du!“ Welche Kriterien legen wir an, um zu entscheiden, wer unserer Meinung nach zum inneren Kreis der Gemeinde gehört und wer eher etwas weiter draußen ist? Und welche legt Gott an?

Leute, wir gehören zur christlichen Gemeinde, weil wir Gottes Wort hören, weil wir getauft sind, weil wir das Abendmahl empfangen. Deswegen stehen wir alle in der ersten Reihe vor Gott.

Das reicht, und das sollte uns Grund zum Jubeln sein, so wie der Geheilte frühere Bettler gejubelt hat. Und zwar miteinander über jeden und jede, die das auch erlebt. Dieser Jubel wird einladender sein als jede Einladung.

Wagen wir es darum niemals, aus welchem Grund auch immer, jemand anderen oder uns selber in die zweite Reihe zu stellen.

### 3. Wir können füreinander wie Petrus und Johannes sein.

Es gibt ja auch bei uns Momente, wo wir gelähmt sind, wo wir Hilfe brauchen. Ich weiß nicht, welche Probleme dich oder Sie gerade besonders beschäftigen. Ist das in der Schule oder in der Arbeit? In der Familie oder vielleicht auch in der Gemeinde? Oder doch gesundheitlich? Vielleicht hoffen Sie gar nicht, dass die Situation sich ändert, sondern nur auf eine kleine Aufmerksamkeit. Vielleicht beten Sie sogar darum. Es kann sein, dass diese Gebete nicht erhört werden, weil Gott etwas Besseres geben will. Es kann auch sein, dass er uns Menschen schickt, die uns nicht das geben können, was wir wollen, sondern das, was wir wirklich brauchen.

Und es kann sein, dass Gott uns zu anderen schickt. Dass er sie uns über den Weg führt oder uns ihnen. Und dass wir genau das haben, was Gott ihnen geben möchte. Silber und Gold habe ich nicht, sagte Petrus. Aber er hat es nicht entschuldigend gesagt oder es bedauert. Er hat gegeben, was er hatte.

Gott will nicht, dass wir anderen geben, was wir nicht haben. Und auch nicht, dass wir von dem, was wir haben, mehr geben als das. Es gibt nichts zu bedauern oder zu entschuldigen. Es gibt zu geben, was es gibt. Was für ein schöner Satz: Es gibt zu geben, was es gibt. Was hast du für eine Gabe, mit der Gott dich gebrauchen will? Was können Sie geben?

Vielleicht ist es Geld. Vielleicht ist es etwas viel Wertvolleres, nämlich Zeit. Vielleicht Lebenserfahrung oder ein guter Rat. Vielleicht ein Stück Brot, oder eine Tafel Schokolade. Und wir alle haben, was Petrus auch hatte: Wir haben Jesus, der dabei ist, wenn wir in seinem Namen reden, wenn wir von ihm erzählen. Wo und wann er es will, wird das dazu führen, dass Menschen aufstehen und ihm danken, ihm nachfolgen, an ihn glauben. Wie schön ist es, wenn wir in diesen Jubel einstimmen können. Amen.